

«Wenn die Leute gut aussehen, kann man fast keine schlechten Fotos schiessen»

Ein neuer Fotoband zeigt die Vielseitigkeit des Künstlers Walter Pfeiffer. Im Gespräch betont er die Liebe zu alten Werten

Herr Pfeiffer, sind Sie queer?

Für mich war nie von Bedeutung, was ich bin. Ich habe ja mit dem Thema schon früh gearbeitet, musste aber nicht zu allen sagen: «Entschuldigung, ich bin schwul». Ich brauchte es aber auch nicht zu verstecken.

Trotzdem sind Sie eine Queer-Ikone.

Man selber merkt ja davon wenig. Hier ist es nicht wie in Amerika, wo dich jemand einfach anspricht und sagt «I like your style». Vom Fame spüre ich hier nichts, und davon kann ich im Übrigen auch nicht leben.

Ihr neuer Band «Chez Walti» enthält 322 Bilder von 2000–2022. Warum zeigt der Schutzumschlag beidseitig ein anderes Bild?

Vorne wie hinten sollte gleich stark sein. Ich rede vom Umschlag. Er ist ohne Text konzipiert, also müssen Vorder- und Rückseite ansprechend sein und miteinander korrespondieren. Der Fokus liegt aber auf der Vorderseite, sie muss anziehend wirken.

War schon Ihr erstes Buch – «Walter Pfeiffer (1970–80)» – erfolgreich?

Der Erfolg kam erst allmählich. Ich erhielt erste Briefe von Fans, die ich alle so beantwortete, wie ich es in der «Film Revue» gelernt hatte. Ein Star muss immer alles beantworten. Als ich mich von der Fotografie zurückzog, um zu zeichnen und zu malen, Stilleben und meine Katzen, wurde die goldene Strasse zum Ruhm natürlich wieder gesperrt. Eines Tages fragte mich der F+F-Mitgründer, Hansjörg Mattmüller, ob ich nicht Lehrer werden wolle. «Du kannst das», sagte er, «du kannst es gut mit Leuten.» Ich bin dann eingesprungen, als jemand krank wurde, und da war's um mich geschehen. Ich merkte, hier bin ich in meinem Element.

Typisch für Ihren Stil ist das Foto mit der Wäscheleine vor Eiger, Mönch und Jungfrau. Wie kam es zu dem Bild?

Zusammen mit einem meiner besten Freunde, der sehr zuverlässig ist – was bei Bergwanderungen besonders wichtig ist –, stieg ich auf den Männlichen. Bei der Bergstation sah ich dieses Pan-



Walter Pfeiffer mit Gottvertrauen-Mütze, fotografiert im Wow-Museum Zürich. A. RAMP / NZZ

orama mit der farbigen Wäsche. Nur ein Klick war nötig, wie immer.

Der Fotograf Walter Pfeiffer stand eher im Ruf eines Amateurs. Als Profi wurden Sie nicht wirklich ernst genommen. Bis im Jahr 2000 «Welcome Aboard» erschien, hatte ich nur Leute um mich

herum fotografiert, und da war es mehr oder weniger egal, wenn die Fotos unscharf herauskamen oder der Film falsch belichtet war. Ich fotografierte im Automatikmodus mit Blitz, mehr brauchte ich gar nicht. Wenn die Leute gut aussehen, kann man eh fast keine schlechten Fotos schiessen, finde ich.

Fotografieren Sie lieber Amateure oder professionelle Models?

Ab 2010, nach der grossen Ausstellung in Winterthur, schaute mein Agent, dass ich vor allem bei den Frauen mit Topmodels arbeite. Dabei war ich im Stil und im Auftreten nicht völlig anders, ich brauchte mich nie zu verstellen. Am Anfang gaben sich alle reserviert, aber am Ende eines Shootings fielen sie mir um den Hals.

Was sagen Sie zum omnipräsenten Begriff der Diversität?

Ouuuhh, dieses Wort! Es kommt mir so abgedroschen vor, tut mir leid. Für Diversität bin ich zu altmodisch. Es gibt anderes, was mich interessiert.

Eines Ihrer Markenzeichen sind die leuchtenden Farben. Farbe und Fun. Was noch?

Eine gute Stimmung auf dem Set ist das Wichtigste für mich.

Vermissen Sie Polaroid?

Sehr. Leider haben die Polas von heute nicht mehr die einstige Schärfe, die knalligen Farben. Heute sind sie fast zu experimentell.

Haben Sie die Anfänge als Künstler zum Sparfuchs gemacht?

Das sowieso, das bin ich seit je. Wenn du einmal auf null gewesen bist, merkst du, wie klein dein Freundeskreis wird. Ich musste schauen, dass wenigstens die Katzen zu fressen hatten.

Befürchten Sie, dass Sie eines Tages wieder bei null landen könnten?

Die Angst, es könnte dazu kommen, dass mir nichts mehr bleibt, begleitet mich immer. Man weiss nie.

Zurück zu den Katzen. Ihre Katzen waren ja die Stars, die Ihnen am nächsten waren. Warum haben Sie keine mehr?

Als mein Mami noch lebte, konnte ich ihr die Katzen bringen, wenn ich wegmusste oder in die Ateliers durfte, auch nach Amerika. Wir schickten also meine zwei Katzen, Pips und Fräulein Nüssli, aufs Land. Sie war nicht gerne draussen, er hingegen, ein Strassenkater, blühte auf und fing sogar ein

Verhältnis an mit dem Hund von Mama. Nüssli war rasend eifersüchtig und ärgerte sich grün. Jetzt, wo Mama nicht mehr da ist, müsste jemand zu den Katzen schauen. Ich hab's einmal mit jemandem probiert, aber der liess die Tiere im Stich. Seitdem: nein, danke. Und was, wenn der Urgrossvater ins Heim muss und die Katzen erst zehn sind? Pips wurde zwanzig.

Wie kam Pips zu seinem Namen?

Wegen Gladys Knight & the Pips, der Motown-Sängerin, die hatte eine super Stimme und lieferte einen Supersong für einen James-Bond-Film («Licence to Kill»).

Für das Zürcher Filmpodium haben Sie legendäre Filmplakate geschaffen, etwa für eine Max-Ophüls-Retrospek-

«Am Anfang gaben sich alle reserviert, aber am Ende eines Shootings fielen sie mir um den Hals.»

tive. Nun entwerfen Sie eins für das Jazzfestival Schaffhausen. Wie kam es dazu?

Ganz einfach: Sie haben mich angefragt, und ich habe zugesagt.

2024 hat gerade begonnen. Haben Sie die Star-Astrologin Elizabeth Teissier konsultiert?

Lebt sie überhaupt noch? Ich würde mich tatsächlich gern von ihr beraten lassen.

Haben Sie noch einen grossen, unerfüllten Traum?

Die grosse Liebe. (Lacht.)

Interview: Jürg Zbinden

Martin Jaeggi: Chez Walti, Photographs 2000–2023. Edition Patrick Frey, Pro Litteris, Zürich 2023. 418. S., 322 Abb., um 88 Franken.

Um das Bild «Salvator Mundi» schwelt ein Millionenprozess

Mit einem angeblichen Werk von Leonardo da Vinci hat der russische Oligarch Dmitri Rybolowlew einen Rekordgewinn erzielt – doch er fühlt sich betrogen

PHILIPP MEIER

Oligarchen-Seelen sind empfindlich, wenn es um Geld geht. So macht es jedenfalls den Anschein im Fall von Dmitri Rybolowlew. Der russische Geschäftsmann mit zypriotischem Pass fühlt sich betrogen. Und prozessiert am laufenden Band. Nicht einmal der Weltenretter, um den es bei der ewigen Streiterei vor Gericht geht, kann den offenbar Gedemütigten von dem Gefühl der Schmach erretten, angeblich um Millionen geprellt worden zu sein.

Dabei hat es doch der «Salvator Mundi» – ein Bild, das von der Hand Leonardo da Vincis stammen soll – ehrlich versucht: Er hat Rybolowlew, seinem einstigen Besitzer, einen sagenhaften Verkaufsgewinn beschert. Der Preis war 2017 eine Sensation: 450 Millionen Dollar erzielte das Bild damals, nachdem es Rybolowlew beim Auktionshaus Christie's zur Versteigerung gegeben hatte. Seitdem gilt es als das teuerste je versteigerte Kunstwerk der Welt.

Das genügt aber offensichtlich nicht. Jetzt klagt Dmitri Rybolowlew erneut. Dabei hatte der russische Milliardär, reich geworden im Geschäft mit Düngemitteln, bereits mehrmals den Genfer Kunsthändler Yves Bouvier, sei-

nen damaligen Kunstberater, verklagt. Diesem hatte er das Bild 2013 für 127,5 Millionen Dollar abgekauft. Er warf dem Genfer vor, ihm das Kunstwerk viel zu teuer verkauft zu haben. Und nun klagt der russische Kunstsammler gegen das internationale Auktionshaus Sotheby's, Yves Bouvier dabei geholfen zu haben, ihn zu betrügen.

Vorwurf der Preistreiberi

Rybolowlew ging davon aus, dass Bouvier zwei Prozent Provision nehme. Bouvier hatte seinerseits 83 Millionen Dollar bezahlt, als er das Werk von einem Grüppchen von Altmeisterkennern übernommen hatte, die es zu dem gemacht haben, was es schliesslich sein sollte: ein echter Leonardo. Aber schön der Reihe nach.

Das Gemälde mit dem Antlitz Jesu soll um 1500 entstanden sein. Seine Provenienz weist erhebliche Lücken auf. 1958 wurde es für 45 britische Pfund versteigert. Niemand kam auf die Idee, das Bild dem grössten Künstler des Abendlandes zuzuschreiben. Bis es dann nach fast fünfzig Jahren erneut aus der Vergessenheit auftauchte. 2005 wurden bei einem Nachlassverkauf in den USA ein paar Altmeisterexperten auf das Bild

aufmerksam. Sie taten sich wie so oft bei solchen Transaktionen zusammen und erstanden das Bild für 1175 Dollar.

Nach gründlicher Reinigung und Restaurierung wurde das Gemälde ein paar Leonardo-Experten zur Begutachtung vorgelegt. Dies in der Hoffnung, es vielleicht schon bald für einen Traumpreis verkaufen zu können.

Das sollte funktionieren. So wurde mit dem erwähnten Genfer Kunsthändler schliesslich ein Käufer gefunden, der bereit war, 83 Millionen Dollar hinzublättern. Mittelsmann war das Auktionshaus Sotheby's, gegen das Rybolowlew nun Klage erhoben hat, nachdem er gegen Bouvier erfolglos geblieben war.

Nach Prozessen in Genf, Monaco, Singapur und Hongkong gegen Rybolowlews ehemaligen Berater werfen nun dessen Anwälte dem Auktionshaus Sotheby's vor, Bouviers Doppelspiel der Preistreiberi unterstützt zu haben: Das Bild sei viel zu hoch eingeschätzt worden, das Auktionshaus habe von Bouviers Gewinnabsichten Kenntnis gehabt. In dem kürzlich am New Yorker Bezirksgericht eröffneten Prozess geht es um weitere Kunstwerke.

Darunter figuriert ein Kopf von Amedeo Modigliani, den Bouvier 2013 für rund 80 Millionen Dollar an Rybo-

lowlew weitergegeben haben soll, nachdem er ihn zuvor für die Hälfte erstanden haben soll. Auch hier soll Sotheby's bei der Taxierung eine Rolle gespielt haben. Das Auktionshaus bestreitet die Behauptungen.

Zweifel an Echtheit

Wie lange der Prozess dauern wird, ist unklar. Auch ist offen, ob er am Ende etwas Licht in die oft dubiosen Machenschaften des Kunstmarkts bringen wird. Denn unklar ist allein schon, ob es sich bei dem «Salvator Mundi» überhaupt um einen echten Leonardo handelt. Auch wenn das in diesem Gerichtsfall nichts zur Sache tun wird.

An der grossen Leonardo-Ausstellung im Pariser Louvre von 2019 war der «Salvator Mundi» jedenfalls nicht zu sehen. Das Bild fand zwar seinen Weg nach Paris, aber nicht in die Ausstellungsräume, sondern zu den Experten des Museums, die es untersuchten, ohne ihre Einschätzung jemals bekanntzugeben. Denn kurz nachdem die Sensation um den Rekordpreis von 450 Millionen Dollar abgeflaut war, kamen Zweifel an der Echtheit des Bildes auf.

Vor der Pariser Leonardo-Schau hätte der «Salvator Mundi» eigent-

lich bereits im Louvre Abu Dhabi ausgestellt werden sollen. Dort sollte er die grosse Attraktion darstellen. Bald bestanden aber auch Zweifel an der Echtheit des Bildes bei jenen, die das Werk für 450 Millionen Dollar erworben hatten. Zuerst hiess es, der saudische Kronprinz Mohammed bin Salman habe das Gemälde ersteigert. Käufer war aber die Kulturbehörde von Abu Dhabi.

Diese bewilligte den astronomisch hohen Betrag wohl nicht zuletzt aus Prestige Gründen: damit nämlich das Wüstenmuseum mit dem vom Louvre in Paris teuer gemieteten Namen auch etwas von Weltrang vorzuweisen habe. So dürfte letztlich die Kulturbehörde von Abu Dhabi die eigentliche Betrogene sein in diesem Fall um ein wahrscheinlich relativ unbedeutendes Werkstattbild, aus dem verschiedene Protagonisten aus der Kunstwelt wohl flugs ein «echtes» Werk von Leonardo da Vinci gemacht haben.

Um das Bild ist es ziemlich ruhig geworden. Wo es sich heute befindet, ist nicht klar. Immerhin ist ihm nun mit dem New Yorker Prozess erneut etwas Medienpräsenz vergönnt, auch wenn es sich dabei nur um ein weiteres Kapitel in dieser Skandalgeschichte handelt.